

„Geschichte“ des Monats April:

Das Alltagsleben in der Landwirtschaft im 19. Und 20. Jahrhundert (Teil 1)

Der Alltag in der Landwirtschaft war früher geprägt von harter Arbeit von früh bis spät. Ein Grund für diese tägliche Arbeit war der, dass jeder Bauer Tiere im Stall hatte, die versorgt werden mussten. Kühe, Ochsen und Pferde waren notwendig als Arbeitstiere. Daneben dienten sie der Eigenversorgung (Milch, Fleisch) und als Handelsware, außerdem zur Produktion von Mist, der als Düngemittel eine wichtige Funktion hatte. Gegenüber dem Arbeiter im Handwerk oder in der Industrie hatte der Bauer viele Freiräume. Er arbeitete eigenverantwortlich, dennoch war er von bestimmten Faktoren abhängig wie Fütterungs- und Melkzeiten, den Jahreszeiten, der aktuellen Wetterlage sowie Terminvorgaben wie z.B. bei der Traubenlese oder bei der Zuckerrübenannahme. In den meisten Betrieben waren drei Generationen in die tägliche Arbeit eingebunden. Das wirtschaftliche Überleben eines landwirtschaftlichen Betriebes funktionierte nur mit Hilfe des Familienverbandes, also

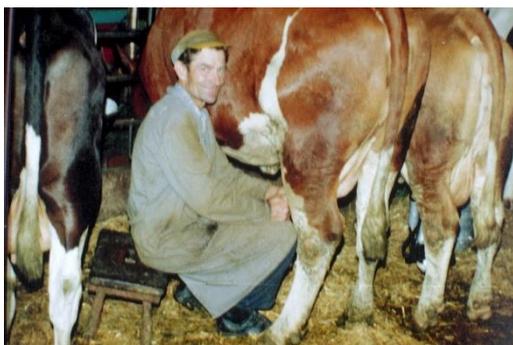


Mensch und Tier arbeiten zusammen

der Großfamilie. Alle hatten dabei ihre Aufgaben, Großeltern, Eltern und auch die Kinder.

Der Arbeitstag begann noch vor dem Frühstück mit der Stallarbeit, im Sommer spätestens gegen 5 Uhr, im Winter etwa um 6 Uhr. Im Sommer fuhr man manchmal vor der Stallarbeit in aller Frühe zum Futterschneiden oder Heuholen aufs Feld. Im Stall musste täglich zwei Mal gefüttert, ausgemistet und gemolken werden. Nach der Stallarbeit war dann für die Bauersleute Zeit zum Frühstück. Danach wurde die frisch gemolkene Milch durch ein Sieb gefiltert und gereinigt und anschließend in großen Kannen per Fahrrad oder Leiterwagen in der Milchsammelstelle am Marktplatz abgeliefert. Der weitere Tageslauf war nun abhängig von der Jahreszeit und vom Wetter.

Durch die Tiere im Stall waren die Landwirte zeitlich sehr gebunden. An Urlaub war nicht zu



Melken in Handarbeit

denken, denn die Schweine und Rinder hatte man täglich zu versorgen. Auch die Aufzucht von Jungvieh musste geplant und betreut werden. War eine Kuh oder eine Sau trächtig, fütterte man diese besonders gut und behielt sie immer im Auge. Nahe der Zeitpunkt der Geburt, was häufig in der Nacht der

Fall war, musste man zur Stelle sein, und nicht selten

wurde noch ein Nachbar oder guter Freund zu Hilfe gerufen. Bei Kühen waren oft helfende Hände notwendig, bei den Schweinen musste man darauf achten, dass keines der manchmal bis zu zwölf Ferkel von der Muttersau zerdrückt wurde. Die Ferkel hat man meist bis zur Schlachtreife behalten. Manchmal, wenn nicht genug Platz im Schweinestall vorhanden war, wurden die Tiere mit einem Gewicht von ca. 30 kg auch an einen anderen Bauern verkauft, der die Tiere als Mastschweine großzog. Die weiblichen Kälber wurden für die Vergrößerung des Viehbestandes oder zum Verkauf aufgezogen. Die männlichen Kälber verkaufte man nach ca. einem Jahr an den Metzger.



Ein Kalb wird gefüttert

Im Frühjahr begann die Arbeit auf den Feldern und in den Weinbergen frühestens Ende Februar/Anfang März, wenn der Boden nicht mehr zu kalt und nicht zu nass war. Bei der Feldarbeit war jetzt die Aussaat von Gerste, Hafer und Weizen angesagt. Die Sämaschine wurde von zwei Kühen gezogen, manche Bauern hatten aber auch ein oder zwei Pferde. Etwa zur selben Zeit wurden im Weinberg die Reben geschnitten. Die abgeschnittenen Reben sammelte man auf und verwendete sie als Brennmaterial z.B. zum Kochen der Kartoffeln für die Schweine. Heute wird das Schnittgut meist an Ort und Stelle maschinell zerkleinert und dient der Humusbildung. Arbeit gab es im Weinberg fast das ganze Jahr hindurch: Schneiden, Biegen, Anbinden, Zwicken, Bodenbearbeitung, Düngen, Spritzen usw.

Sobald der Boden sich etwas erwärmt hatte, wurde der Samen für die Futterrüben und die Zuckerrüben in den Boden eingebracht und Kartoffeln wurden „gesteckt“. Die Rüben mussten nach dem Keimen vereinzelt werden, da sie zu dicht beieinander standen. Das war oft wieder eine Arbeit für die Kinder, sie mussten *ins Zuckerrübenverropfen*. Auch manche ältere Schulkinder, die nicht aus der Landwirtschaft stammten, verdienten sich mit einfachen Feldarbeiten ein kleines Taschengeld. Einige Nordheimer gingen für diese mühsame Arbeit sogar auf die Felder nach Klingenberg „zum Hagenbucher“, das war der Verwalter des Neipperg'schen Gutes in Klingenberg. Eine nicht minder mühselige Arbeit war das *Gurkenzopfen*. Viele Bauern bauten felderweise Gurken an, die bei Emilie Stegmeier abgeliefert wurden („Lädle's Stegmeier“, dort befindet sich heute „Gerda's Laden“). Die Gurkenfelder pflückte man alle zwei Tage durch, denn die Früchte durften nicht zu groß werden. Diese sortierte man in drei Größen: 3-6, 6-9 und 9-12 Zentimeter. Für die kleinste Sorte erhielt man den besten Preis. Die Arbeit auf den Gurkenfeldern war anstrengend, die Ernte wurde aber gut bezahlt. Hatte man eine Gurke übersehen und sie war zu groß geworden, gab es zu Hause Gurkensalat oder die Kinder schnitzten ein „Gurkenschiffle“ daraus und ließen es im Ortsbach dem Neckar entgegenschwimmen. Die Gurken wurden in der Saison täglich mit einem Transporter in die „Gurkenfabrik“ nach Gundelsheim gebracht. Während im Sommer die Klassenkameraden ins Freibad gingen, mussten viele Kinder aus der Landwirtschaft mit hinaus aufs Feld: Gurken pflücken, Kartoffeln felgen, Weinberg hacken, Heu zusammenrechnen usw.



Auch bei der Getreideernte setzte man Kinder als Erntehelfer ein. Als es noch keine Garbenbinder und keine Mähdrescher gab, wurde das Getreide mit der Sense oder dem „Batscher“ bzw. Haferrechen abgemäht. Die Halme mussten danach eingesammelt und gebündelt werden. Dazu legte man „Garbenstrickle“ aus, an deren Ende ein kleines Holzklötzchen befestigt war. Diese Arbeit konnte von Kindern übernommen werden. Sie hängten sich die Stricke im Bündel um den Hals, zogen sie dann einzeln an dem Klötzchen herunter und legten sie am Boden aus. Auf jeden Strick wurde ein Arm voll Ähren gelegt, die man zu Garben zusammenband. Die Garben stapelte man auf dem Erntewagen und fuhr sie nach Hause in die Scheune. Dort wurden sie bis zum Dreschtag aufbewahrt. Gedroschen wurde erst später im Jahr, meist nach der Traubenlese und oft erst im November oder Dezember. Nach der Elektrifizierung des Dorfes (1912) war das Dreschen mit dem Dreschflügel bald überholt. Eine riesengroße

elektrisch angetriebene Dreschmaschine übernahm diesen Dienst, und selbst das Pressen des

Strohs in Ballen besorgte eine Maschine. Dennoch war der Dreschtag für jeden Betrieb ein besonders arbeitsreicher, staubiger und meist langer Tag. Man benötigte viele und vor allem auch kräftige Helfer. Zwei Männer warfen die Garben auf die Maschine, zwei weitere Personen (oft auch Frauen) öffneten die Garben und führten das Getreide in die Maschine ein. Zwei weitere Helfer räumten das ausgedroschene Stroh weg. Mehrere kräftige Männer trugen die meistens 75 kg wiegenden Säcke über mehrere Treppen hinauf auf die Bühne (Dachboden) des Bauernhauses. Beim Dreschen halfen sich Nachbarn, Bekannte und Freunde gegenseitig aus, und der gemütliche Teil nach getaner Arbeit dauerte meist noch lange, denn die staubige Arbeit hatte die Kehlen der Helfer ausgetrocknet. Bei einem guten Vesper und einem ordentlichen Trunk waren die Mühen des Tages schließlich bald vergessen.

Ende September färbten sich die ersten Trauben der frühen Sorten, und in der zweiten Oktoberhälfte konnte mit der Traubenlese begonnen werden. Die Lese beanspruchte einen Zeitraum von einigen Wochen, und manchmal war der letzte Lesetag noch Anfang November. Die Lesemannschaft bestand meistens aus der erweiterten Familie, Nachbarn und Freunden, und das Knackwurstbraten in der Mittagspause war eine alte und bei allen beliebte Tradition. Die vollen Traubenzuber fuhr man dann zur Genossenschaftskelter. Dort wurden sie gewogen und die Öchsle gemessen, denn die Abliefermenge und der Zuckergehalt waren die Grundlage für die spätere Auszahlung.



Ebenfalls im Herbst mussten die Zuckerrüben und die Futterrüben geerntet werden. Die voll beladenen Zuckerrübenanhänger wurden dann auf einer großen Fahrzeugwaage neben dem Gasthaus „Ochsen“ in der Bahnhofstraße gewogen. Auf einem Nebengleis beim Bahnhof verlud man die Zuckerrüben später in dort abgestellte leere Eisenbahnwaggons.



Die Kartoffelernte konnte in mehreren Etappen stattfinden, je nachdem ob man frühe, mittlere oder spätreifende Sorten anbaute. Die ersten frühen Sorten wurden bereits im Juni geerntet, die Ernte der späten Kartoffeln konnte noch bis in den späten Oktober hinein erfolgen. Die Kartoffeln erntete man früher mit dem zweizinkigen Karst. Mit dem Schlepperzeitalter nach dem II. Weltkrieg kam der Kartoffelroder („Äbbierschleuder“) zum Einsatz, der die Ernte erheblich vereinfachte und beschleunigte. Das Zusammenlesen der Kartoffeln war oft wieder Kinderarbeit. Die guten und schönen Kartoffeln waren für den Verkauf bestimmt, die zu kleinen, beschädigten oder teilweise grünen Kartoffeln kamen in einen extra Korb und wurden an die Schweine verfüttert („Säuäbbiere“). Außerdem lagerte man noch eine größere Menge für den Eigenbedarf ein.